

recht umfassende Kenntnisse der Ethnologie zutraut, sie andererseits für so beschränkt, daß sie Dolche vielleicht für — Sitzgelegenheiten ansehen möchten?!!

Da ist ein vom Gesichtspunkt des Innenarchitekten prachtvoll gestalteter Saal mit hölzernen Plastiken der Völker aus dem sogenannten Grasland (Savannengebiet) Nordwestkameruns. Woher soll wohl der Unkundige wissen, daß das große Schnitzwerk im Vordergrund eine Signaltrommel ist, daß das so reich mit bunten Perlen verzierte Flechtwerk-Gebilde im Hintergrunde den Thronessel eines jener wahrhaft despotisch regierenden Häuptlinge der Bamum darstellt? Weiß er, daß die tonnenförmigen, Menschen- und Tierfiguren zeigenden Schnitzereien auf dem Podium Prachtsessel sind und nicht — wie ich zufällig einen Besucher äußern hörte — Opferschalen? Wenn er den künstlerisch angeordneten „Maskenfries“ dieses Saales betrachtet, mögen sich ihm da nicht Fragen über Fragen aufdrängen? Aber die Museumsleitung wird, was für sie ja recht bequem ist, wohl der Ansicht sein: „ein Narr fragt mehr, als zehn Weise beantworten können.“ Jedenfalls sucht man in dem ganzen Saale vergeblich nach irgendeinem die Dinge erklärenden Worte — man wollte auch hier offensichtlich nicht den „künstlerischen Eindruck“ des architektonischen Aufbaues unnütz stören.

Dies Prinzip ist auch in diesen oberen Räumen strikte durchgeführt. Da sind die wundervollen Sammlungen aus Benin, eins der kostbarsten Besitztümer des Berliner Museums. Der Beschauer kommt aus dem Entzücken gar nicht heraus: diese Sälchen, ganz wie auf einer Kunstausstellung! Eine reizende, reich verzierte Schale, eine kunstvoll gegossene Ampel. Was mag das wohl sein — es sieht fast wie modernstes Kunstgewerbe aus — und wie kommt das hierher? Und nun möchte ich jenem obenerwähnten Sprichwort vom Narren die Heinesche Fassung geben: „Ein Narr wartet auf Antwort.“ Doch nein — suchet, so werdet Ihr finden! Wenn man

genügend lange sucht, dann findet man an — vermutlich des künstlerischen Eindrucks wegen — ganz unauffälliger Stelle eine kleine Tafel, darauf in schönstem Museumsdeutsch und mit sparsamsten Worten dem Neugierigen verraten wird, was hier eigentlich zu sehen ist. Die Täfelchen sind winzig; um ihren gedrängten Text zu behalten, muß man ihn auswendig lernen, um ihn gar zu verstehen, muß man recht hübsche Vorkenntnisse in der Erd- und Völkerkunde mitbringen.

Nein und dreimal nein: diese „Neuordnung“ des Berliner Völkerkundemuseums ist ganz gewiß kein Fortschritt. Sie ist sowohl vom Standpunkt des nach Belehrung trachtenden Publikums als auch des Völkerkundlers ein Mißgriff, wie er ärger kaum gedacht werden kann. Ich verkenne durchaus nicht, daß man in dem Bestreben, bildhafte Eindrücke zu vermitteln, hier und da Wertvolles (wenn auch in der Idee nicht gerade Neues) geschaffen hat... ich denke dabei an manche Figurengruppen und Dioramen, deren Vorbild im Kongomuseum zu Brüssel und in dem kleinen Hamburger Museum Umlauffs zu suchen ist. Aber wie war es möglich — um nur die größten Unterlassungen hier zu erwähnen —, daß in einem europäischen Völkerkundemuseum die Völker Europas ganz ausgeschaltet wurden? Welchen Wert hat ein ethnologisches Museum, das der vergleichenden Völkerkunde, diesem zweifellos wichtigsten und weitest interessanten Zweige der Ethnologie, keinen Platz einräumt? Weule, der wissensreiche Ethnologe und Museumspraktiker par excellence, hat einmal bekannt, daß ganz allein vergleichende Uebersichten: die Entstehung der Waffen, des Geldes, der Schifffahrt, des Hauses, der Kleidung usf. seinem Leipziger Museum zu neuem und dauerndem Interesse in der Allgemeinheit verholfen haben. Wie konnte das Berliner Museum, dessen Begründer Adolf Bastian der Vater dieser vergleichenden, allgemeinen Völkerkunde ist, auf solch Anziehungsmittel verzichten?